

(Nachdruck verboten.)

14] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

8.

Früh um 9 Uhr war Georg Hellwig aus dem Gefängnis entlassen worden. Als er vor dem Portal des Hauptgebäudes stand und in dem nebeligen Oktobermorgen die Landstraße hinabstufte, da überkam ihn ein so merkwürdiges Gefühl der Verlassenheit, das den heiß herbeigesehnten Moment der Befreiung trübte. War's, weil sein Barvermögen im ganzen nur wenig über sechs Mark betrug? . . . Drei Mark hatte er schon mit hineingebracht, und ebensoviel betrug der sogenannte Arbeitsverdienst im Gefängnis . . . Er lachte höhnisch: Dafür hatte er sich zwei Monate abgerackert wie ein Pferd! . . . Als ob sie ihm sein Essen nicht sowieso hätten geben müssen! Na, er würde sich schon bald genug wieder rausrappeln! Er fand ja alle Tage Arbeit! . . .

Ein scharfer Wind kam von Berlin her und segte dem jungen Menschen durch die leichten Kleider. Im August war er reingegangen ins Kittchen, bei der größten Hitze, und heute schrieb man den einundzwanzigsten Oktober. Vor allen Dingen mußte er nach Hause und sich seine Lumpen holen, denn — wie so er sich dessen so klar bewußt war, wußte er selber nicht — bei seinem Alten würde er jetzt nicht mehr wohnen können. Sie waren weder Freunde noch Feinde gewesen, er und sein Vater, aber jetzt hier auf der kalten Landstraße fühlte Georg auf einmal deutlich die heimliche Gegnerschaft zwischen sich und dem Manne, der selbstständig wie so viele Väter, Liebe weder zu geben noch zu erwecken verstanden hatte. Und einmal so weit mit seinen Gedanken, besiel den starken Menschen die heiße Angst, nicht der Vater allein, auch seine Kollegen und Freunde könnten von ihm abrücken . . . Die Sicherheit, welche ihm seine Gefängnishaft so erleichtert hatte, jene Selbstgewißheit, die einen Helden und Märtyrer aus der eigenen Person machte, schwand vor dem kalten Behen dieses Oktobertages, in dem der Knopsdrücker schauernd ein Bild und Gleichnis der Dieblosigkeit seiner Mitmenschen ahnte . . .

Wie er so mit langsamen Schritten, ganz in Gedanken vorwärts ging, hörte er hinter sich sprechen. Und sich umblühend, gewahrte er drei Leute, die, etwas schneller wie er, auch nach Berlin zu wollten.

„Na, ooch mit 'n Würjerbrief*) aus Tejel?“ fragte der eine, sein Gesicht komisch verziehend.

Der Knopsdrücker verstand das nicht, wie er so manchen Ausdruck der Gefangenen in der kurzen Zeit seiner Strafe wohl gehört, aber nicht verstehen gelernt hatte. Deshalb und weil seine Laune an sich nicht gut war, sah er mürrisch zur Seite.

„Der markiert 'n Duffligen!“ meinte der zweite, ein Bengel von vielleicht vierzehn Jahren, mit flatternden Ohren und fliehender Stirn, die um so auffälliger wurde, weil er die kleine Radfahrermütze ganz nach hinten gerückt trug.

„Det Du man nich 'ne Backpeife kriegst!“ erwiderte jetzt Hellwig.

Da lachten sie alle drei, und der letzte, ein alter, dicker Mensch mit rot-pusteliger Säufernase, sagte mit seiner beiser-röchelnden Stimme:

„Kenn Matbilde**)! . . . Det wär' ja noch scheener, wenn sich de duften Kunden jevensseitig vatobaden wollten! . . . Komm lieber mit, det wa erst mal wieder ne vaninstije Achsel-fahrt zusam'm machen . . . Du kommst doch ooch aus 'n iriennen Boom***), wah?“

Der Knopsdrücker besann sich. Er hatte so lange nicht mehr mit Leuten, die nicht Beamte waren, gesprochen, daß er sich ganz gern ein bißchen unterhalten hätte. Aber die drei gefielen ihm nicht, es waren Dallesbrüder, das sah man ihnen schon von weitem an. Und Georg Hellwig war auch zu sehr Eigenbrödlar, er schwadronnierte gern eine Weile und

hörte recht gern einen feurigen und möglichst radikalen Redner sprechen, aber das Quasseln, das endlose Debattieren und das schließlich in besoffenem Stumpfsinn ausartende Hin- und Herreden, dafür hatte er sich nie erwärmen können . . . Da sah er denn viel lieber zu Hause, las einen recht blutrünstigen Kriminalroman oder spann, im Dunkeln auf seinem Bett liegend und rauchend, seinen eigenen Gedanken aus: wie es wäre, wenn er so im Mittelalter gelebt hätte, als freier Mensch, mit Waffen in der Hand und ohne diese dusselige Polizei, die den Bürger am Gängelband führte. Er sah sich in seinen Phantasien als ein Mittelting zwischen Räuberhauptmann und Feldherr, überall bekannt und gefürchtet, aber nie zu fassen. Oder er versetzte sich wieder mit einem Sprung in die Jetztzeit und stürzte, mit der roten Fahne in der Faust, einer Schar bewaffneter und begeisterter Revolutionäre voran, in den Kampf . . . Sein reger Geist zauberte sich die blutbespritzte Straße hervor, die man durch aufgerissenes Trottoir und umgestürzte Straßenbahn-waggons unpassierbar gemacht hatte. Ueberall lagen die Leichen der Genossen, aber auch Soldaten sah man mit gespaltenem Schädel und zerrissenen Uniformen . . . Und er, er selber wurde von den Kugeln des Militärs getroffen, aber jede Kugel, die ihn traf, erhöhte seine Kraft nur! Er ging nicht mehr, er schwebte in der Luft, und wild flatterte seine Fahne! . . . Und diese Bilder, die seine außerordentlich starke Einbildung manchmal am helllichten Tage sah, waren durchsetzt von sinnlichen Vorstellungen. Frauen und Mädchen jubelten ihm als ihrem Abgott zu. Er sah volle Arme und leuchtende Nacken, weiße, strohende Busen drängten sich ihm entgegen, und wie eine rote Woge schlug die Fleischslust über seinem Denken zusammen. . . .

So war es früher, jetzt hatten seine Empfindungen härtere Linien bekommen, die Idealität schwand in der bedrückenden Luft des Gefängnisses, und zu dem Haß, der immer in dem Herzen dieses jungen Arbeiters brannte, gesellte sich die stumme Erbitterung über die seiner Ueberzeugung nach ungerecht erduldeten Leiden. . . .

Die drei entlassenen Gefangenen waren schon weit voraus und hatten diesen Sonderling, den sie für hochmütig hielten, wahrscheinlich längst vergessen.

Georg Hellwig ging langsam weiter, mit der unklaren Empfindung, daß er etwas tun müsse, was denen, in deren Gesellschaft er jetzt zurückkehrte, zeigen sollte, wie sehr unrecht sie ihm getan hatten. Diese Sucht, die anderen Menschen auf sich aufmerksam zu machen, war von jeher in ihm gewesen. Sie hatte schon den Knaben, den seine Körperkräfte dabei unterstützten, sich aufwerfen lassen zum Befehlshaber und Häuptling bei den kindlichen Spielen seiner Kameraden. Auch später, als diese Spiele nicht mehr so kindlich blieben, als Kirbisse gestohlen wurden in den Lauben, und die jugendlichen Taugenichtle auch vor der Entwendung einer Taube oder eines Kaninchens nicht zurückschreckten, nahm Georg Hellwig stets den Löwenanteil der Gefahr auf sich, ohne von dem Erlös des Raubes mehr als die anderen zu beanspruchen. Aber in diesen Exkursionen war viel mehr Kraftmeierei und Gang zum abenteuerlichen Leben als wirkliche Schlechtigkeit und, was so an tollen Streichen von der wie Indianer dahinschleichenden Bande unter allem möglichen Hofusfokus ausgeführt wurde, das hätte der einzelne für sich allein mit Entrüstung von sich gewiesen.

Georg Hellwig wurde, als der Besitzer einer geplünderten Taube Börm schlug, von seinem Vater beinahe totgeprügelt. Er weinte nicht, und er machte auch niemanden dafür verantwortlich, aber er schlug allen Ernstes vor, dem Laubenbesitzer die Bude anzufreden. Das scheiterte an der Furcht der anderen, die ihn seitdem anfangen zu meiden. Dann kam er in die Lehre, und der Verkehr mit seinen alten Freunden wurde auch dadurch lauer. Aber es fanden sich nicht viel neue. Hellwigs Wesen war wohl zu herrlich, die ängstlichen gingen ihm aus dem Wege und die mutigeren ließen ihn links liegen, weil sie selbst eine Rolle in ihrem Kreis spielen wollten und in Georg den stärkeren Rivalen sahen.

Wis er durch Zufall ein Mitglied des Athletenklubs „Simson“ kennen lernte. Einen jungen Bierbrauer, der ein Viertelfaß mit einer Hand aufhob. Ja, das waren seine Teutel! Da galt er etwas, da konnt' er zeigen, was seine

*) Entlassungsschein aus dem Gefängnis.

***) Begrüßungswort der Wanterburtschen und Tappelbrüder.

****) Spitzname für das Tegeleser Gefängnis.

Knochen und Muskeln wert waren! . . . Und hier, wo mehr rohe Kraft als Wis vorhanden war, hier kam auch seine Intelligenz zur Geltung. Diese Leute, deren Verstand eben auch wie mit Zentnern hantelte, hörten ihm gern zu, wenn er wie ein Volkstribun von den Rechten seiner Klasse sprach, die der Reichtum, das Kapital mit seiner bajonettstarrten Macht ihr vorenthielt. . . . Manchmal lachten diese stier-nackigen Fleischer und Brauer über ihn, wenn er sich so ereiferte, aber er gefiel ihnen doch, dieser unruhige Kopf, der sich ohne jene lächerliche Messinguhr, welche ihn ins Gefängnis brachte, am Ende noch zu etwas ganz Besonderem entwidelt hätte. . . .

In den Klub wäre Georg Hellwig am liebsten gleich heute noch gegangen. Aber gerade dort war er einer guten Aufnahme am wenigsten sicher, er wagte es nicht, die Sitzung zu besuchen, ohne vorher die Ansicht der Klubbrüder über das Malheur, was ihm passiert war, auf Umwegen erfahren zu haben. . . .

Allmählich war er in die Müllerstraße gekommen, die ewig laut ist vom Gerassel der Abfuhrwagen und Arbeitsfuhrwerke, die den Abfall der Großstadt auf die Felder hinausfahren.

Den Knopfrüder hungerte. Er hatte in zwei Monaten kein richtiges Stück Fleisch mehr gesehen und er, dem Bier und Schnaps ziemlich gleichgültig waren, spürte jenen heftigen Reiz, der sonst nur dem Gewohnheitstrinker in die Kneipe treibt. . . .

Ein uraltes kleines Häuschen mit einem verödeten Vorgarten, eine richtige Tabagie aus alter Zeit, lodte mit dem schmutzigen, verwachsenen Schild über der Tür den jungen Menschen, der fröstelnd einen warmen Schlupfwinkel suchte.

Aber sowie er die mit einer unsauberen Gardine verhangene Tür geöffnet hatte, wäre er am liebsten rasch weitergegangen. Denn das erste, worauf sein Auge fiel, war ein Tisch, an dem die drei, die ihn vorher angeredet hatten, mit noch mehreren anderen, ebenso wenig Vertrauen erweckenden Männern saßen.

Der kleinste von den dreien — er wurde „Prikel“ genannt — hatte ihn sofort bemerkt und schrie:

„Na, da is ja wieder unsa Freund! . . . Mensch, loofft Du aber langsam! . . . Du hast woll de Rauke in de Beene, wat?“

(Fortsetzung folgt.)

John Ruskin.*)

(Zum 10. Todestag am 20. Januar 1910.)

Ruskin ist ein Sonderling gewesen, von seinen Schrüllen erzählt man sich Wunderdinge. Aber ich glaube, im Angesicht dieser ehrwürdigen Greisengestalt mit dem langen weißen Bart, mußten selbst die blutigsten Spötter verstummen. Gewiß, Ruskins kunstreformatorische Werke sind reich an Widersprüchen, Wiederholungen, versehenen Urteilen, Absurditäten, so daß der Maler Whistler eine ganze Blütenlese davon zusammenstellen konnte, — aber im Grunde erfüllt seine Lehre eine Kulturmission.

*) John Ruskin (geboren am 8. Februar 1819 zu London, 1870—1884 Professor in Oxford, gestorben am 20. Januar 1900 auf seinem Landhitz in Lancaster) hat als Kunstkritiker und Sozialreformer in England eine Wirksamkeit entfaltet und Einflüsse ausgeübt, wie sie auf gleichem Gebiete in Deutschland unerhört sind. Ein geistesverwandter Carlyles, hat er in der Blütezeit des englischen Manchesterturns die künstlerische und sittliche Entartung der kapitalistischen Kultur mit der Unerbittlichkeit eines alttestamentlichen Strafpredigers geschäldert, mit glühender Begeisterung den Adel der schöpferischen Handarbeit gefeiert und in zahlreichen Schriften das Verständnis für wahre und echte Kunst, die er im Mittelalter, vorzüglich in der Gotik sah, eröffnet. Ruskin hat alle die kulturellen Schattenseiten und Gremel des modernen Kapitalismus empfunden und ihre Gründe bloßgelegt, aber als wirtschaftlicher Reaktionsär nicht den Weg in die Zukunft weisen können. Er hat schließlich den Weg der Verbitterung und Verzweiflung gehen müssen. Aber alle die fruchtbarsten Gedanken seiner Kritik hat der große Künstler und leidenschaftliche Sozialist, der Erneuerer des englischen Kunsthandwerkes, William Morris, aufgenommen und sie mit den Impulsen des schaffenden Mannes und des von den Hoffnungen auf die soziale Revolution erfüllten Kämpfers zu Ende gedacht und soweit es die Umstände gestatteten, in die Tat umgesetzt. Das schönste Denkmal hat Morris seinen von Ruskin angeregten Kunsthoffnungen in seiner Utopie „Stunde von Kirgendwo“ gesetzt. — Ruskins sehr zahlreiche Schriften sind in Auswahl bei E. Diederichs in Jena und bei Geiz in Straßburg erschienen. Sein Leben und sein Werk hat Charlotte Procher in zwei Bänden (gleichfalls im Verlage von Diederichs) dargestellt.

Sie stellt die Menschen kurzerhand vor die Wahl: entweder fortzufahren, das Land mit Fabriken, Maschinen und Mietskasernen zu bebauen, Arbeitsflaven zu erziehen, politische und religiöse Heuchelei, Geldgier und Unnatur zu züchten, Menschentum und Schönheit in der Bebauung von Städten, der Einrichtung von Häusern, der Ausstattung von Kleidern und Gebrauchsgegenständen auszurotten — oder diese Schönheit zu erhalten, Andacht, Liebe und Freude von neuem zu erwecken.

Ruskin selbst ging mit achtungsgebietendem Beispiel voran; er zog es vor, mit der Kalesche zu reisen anstatt mit der Eisenbahn, er ließ seine Schriften lieber mit der Hand drucken und auf Schablarren befördern. Ein moderner Rousseau; ein Evangelist der Arbeit wie Millet; unserm Büchlin, der dieselben Theorien pflegte, vergleichbar, wenn er bloß die fröhliche Hoffnung dieses letzten größten Malers befehlen hätte. So aber näherte er sich mehr Tolstoj, dem Mann mit dem Kulturlagenjammer. Die Befürchtung, daß sein England daran sei, dem Schicksal von Tyrus, Karthago, Venedig zu verfallen, wird ihm zu einer einmütigen Gewißheit. So ist es doch etwas Ergreifendes um diesen alten, eisernden Prediger in der Wüste, der innerlich weint wie ein verlassenes Kind!

Aber er verzweifelt deshalb nicht. Der Himmel der Ewigkeit, der keine Arbeit unerkannt läßt, breitet sich über seine Werke. Er ist Mystiker; weniger Theoretiker als Dichter; weniger Wissenschaftler als leidenschaftlicher Träumer. Seine Sprache ist eine feierlich gehobene, farbige, Blütenüberfüllte; sie wäre geeignet, alle seine Lehren zu überdauern. Man könnte sie etwa mit der Sprache Jean Pauls vergleichen, wenn man das Schrullenhafte, Satirische ausschleidet; besser noch mit der Stefan Georges, der Ruskins ebensüchtiger Ueberieger geworden ist.

Daß der alte Feuertopf trotz vieler Gegner eine solche Beachtung gefunden hat, bewirkt seine immer wieder begeisterte und für England besondere Art der Kunstauffassung: Die Aesthetik mit der Ethik zu vereinen. „Die Kunst eines Landes,“ sagt er in seinen Oxford Vorlesungen, die er in den Jahren 1870—1875 hielt, „ist die Summe seiner gesellschaftlichen und politischen Tugenden“. Die Kunst ist nicht um ihrer selbst willen da, sie hat nur dann Daseinsberechtigung, wenn sie sich als ein Mittel zur höheren Erkenntnis oder zum Schmut des Lebens zu erkennen gibt; innere Wahrheit und Zweckmäßigkeit bedeuten ihre Hauptbedingungen. Die Kunst ist eine religiöse und nationale Angelegenheit; sie trägt bei „zur Gesundheit, Kraft und Freude der Seele“. Deshalb darf sie auch nur von einem edlen und reinen Menschen jedesmal geboren werden.

Man lernt nicht Kunstgeschichte bei Ruskin, sondern Kunstempfinden: hier aber hat uns noch niemand hinreichender gepredigt! Er ist Romantiker durch und durch, und doch wieder als Engländer in einem gewissen Sinne kühl und realistisch. Er ist ein Mensch, dem Sehen alles bedeutet. Mit durstigen Blicken hat er die Einzelheiten der Natur in sich aufgenommen; die Form jeder Blume, die Rundung jedes Steines liebevoll umfaßt; er kann sich berauschen an den Spielen der Lust, des Lichts und des Schattens, und weiß sie doch exakt zu zerlegen und zu erklären. Wenn er Gestaltungs-gaben befehlen hätte — er wäre ein ganz großer Künstler geworden.

Angeregt hat er indes Maler und Dichter genug: die präraffaelitische Schule verdankt ihm ein gut Teil ihres Lebens. Der Kampf wider die angebliche Unnatur der Renaissance, die Schilderhebung der frühitalienischen Maler Cimabue und Giotto, die Verherrlichung der Gotik — das alles sind allgemein zugestandene Verdienste Ruskins.

In diesem Sinne tritt Ruskin als Herold des Landschaftsmalers William Turner auf. Die Bewunderung für diesen Meister der Atmosphäre, der allerdings eine neue Epoche in der Landschaftsmalerei verheißt: die Darstellung des Menschen im Kampfe mit den Elementen, ist sicherlich übertrieben. Schreibt doch Ruskin einmal selbst: „Wir gehorchen heißt Turner lieben und die Renaissance hassen“. Aber wer will sich der jubelnden Wucht dieser Dithyramben entziehen, die in langen Seelenkämpfen ausgeübt und mit der immer zerstörenden Wucht des Erlebten hervorgerochen sind? Ein Urkern von Wahrheit ist in diesen Offenbarungen jedesmal enthalten, und im Zuge der Steigerung wird er sich immer von neuem enthüllen, wird er uns endlich zu überzeugen wissen. Als eine gewaltige Einheit will Ruskins Werk, will Ruskins Persönlichkeit ersicht sein; Details sind falsch beleuchtet, lebensunfähig.

Deshalb ist es verkehrt, Blütenleien, Sentenzen und Aphorismen — aus diesen Schatzkammern unter die Menge zu tragen. Sie würden nur das Gesamtwerk gefährden, wie es etwa bei Jean Paul geschehen und wie es bei Nietzsche unmöglich wäre.

Der große soziale Ausblick am Schluß, dessen Lichtstrahlen alles Vorangegangene zu verändern scheinen, muß als das wesentlichste der Ruskin-Vetrachtung bezeichnet werden. Er allein verschafft seiner Erscheinung Ewigkeitswert. Nur eine Reformaktion der gesamten sozialen Zustände ermöglicht eine neue englische Kunst. So zieht Ruskin gegen die moderne Maschinenkultur zu Felde; und so wird er zum Feinde des Kapitalismus, der immer neue Maschinen in Betrieb setzt, der Tausende von Arbeitern als jämmerlich auf dem Gewissen hat:

„Macht eure Mahlzeiten einfach, bis die der Armen ausreichend werden, oder ihr seid keine Christen. Ihr, die ihr so schöne Gewänder tragt, legt einfache Blusen und Schürzen an, bis die Armen anständig un) gefällig gekleidet sind, oder ihr seid keine christlichen

Frauen. Ihr, die ihr singen und Instrumente spielen könnt, hängt eure Harfen auf an den Flüssen, die ihr verpestet habt, und steigt mitten unter die Menschen, die ihr blödsinnig, gemein und stumm gemacht habt, bringt Harmonie in ihre Seelen, oder ihr seid keine Christen!"

Die Kunst im Hause, die Kunst in der Schule, die Kunst im Leben des Kindes — alle diese Schlagworte sind auf Kunst zurückzuführen. Und in der Tat hat er geholfen, die Volkserziehung in England zu heben, die Arbeiterwohnungen gesund und nett einzurichten, Gartenstädte zu gründen, Kunstgewerbe und Kunstschulen zu fördern. Auch bei uns in Deutschland haben seine Lehren Eingang gefunden. Alle Bestrebungen, wie Heimatschutz und Denkmalschutz, haben in ihm ihren ersten Fürsprecher gehabt.

Die Maschinen freilich in den Fabriken wird er nie verbannen: die Zeit läßt sich nicht zurückdrehen. Sie werden sich vermehren, sie werden sich schneller drehen; nur die Menschen, die an ihnen arbeiten, werden vielleicht einmal lebensfroher werden: kommen sie doch wenigstens aus gesunden, freundlichen Räumen! So hätte die Kultur das Beste aus Kunst verarbeitet und unter die Millionen verteilt. . . . Diese Millionen aber werden eines Tages ihre Maschinen ebenso lieben wie Bäume und Blumen. Auch hier ist uns schon so eine Art von literarischem Propheten erstanden; Johannes B. Jensen, der Däne. G. P. W.

Die deutsche Marineexpedition in die Südsee.

Eifriger als je beherzigt man heute bei uns den Mahnruf Pastians, von der Kultur der aussterbenden Wildvölker zu retten, d. h. aufzuzeichnen und zu sammeln, was noch zu retten ist und damit Dokumente der Menschheitsgeschichte in letzter Stunde für alle Zeit zu sichern. So sind im deutschen Teil der Südsee, im melanesischen Bismarckarchipel, neuerdings neben Einzelreisenden mehrere große Expeditionen mit völkerkundlichen Aufgaben tätig gewesen, von denen hier der jüngst mit der Rückkehr ihrer Mitglieder abgeschlossenen „Deutschen Marineexpedition 1907/08“ — dieses ihre offizielle Bezeichnung — gedacht werden soll.

Ausgerüstet war sie auf Anregung der Generalverwaltung der königlich preussischen Museen vom Reichsmarineamt im Verein mit dem preussischen Kultusministerium. Leiter war anfangs der Marine-Stabsarzt Dr. Emil Stephan, bekannt durch seine früheren anthropologisch-ethnographischen Forschungen im Bismarckarchipel und durch sein Buch über „Südpolarkunst“. Er starb leider schon wenige Monate nach dem Beginn der Arbeiten (am 25. Mai 1908), worauf als Chef der damalige Marineoberarzt Professor Dr. Augustin Krämer hinausgeschickt wurde, ein um die Völkerkunde jener Gebiete und um die Kenntnis der Samoaner bereits verdienter Forscher. Die übrigen Teilnehmer waren Dr. Otto Schlaginhaufen vom Anthropologisch-ethnographischen Museum zu Dresden, E. Walden vom Berliner Museum für Völkerkunde und der Photograph R. Schilling. Die Expedition langte Anfang November 1907 in Simpsonhafen auf Neupommern an und wählte für ihre Studien die große, langgestreckte Nachbarinsel Neumecklenburg.

Der Marineexpedition stand nicht, wie der später hinausgegangenen Hamburger Südsee-Expedition, ein eigenes Schiff zur Verfügung; sie war für ihre Reisen, soweit sie nicht zu Lande ausgeführt werden konnten, auf die Vermessungs- und Regierungsdampfer sowie auf private Fahrgelegenheiten angewiesen. Die Erforschung Neumecklenburgs sollte möglichst gründlich geschehen, weshalb es nötig war, immer längere Zeit an ein und demselben Orte zu verweilen, um die Sprachen zu erkennen und das Vertrauen der recht verschlossenen und unberechenbaren Schwarzen zu gewinnen. So übernahm Walden den Norden von Neumecklenburg, wo er bei Pesea, 100 Kilometer südlich von dem Regierungsposten Käwiang, seine Station gründete, während die drei übrigen Mitglieder sich dem noch zum größten Teil unbefamten Süden der Insel zuwandten und anfangs an der Ostküste, in der Landschaft Muliama sich niederließen. Später arbeiteten alle gemeinsam im mittleren Teil bei Lamussong und auch im Norden. Von diesen Punkten wurden zahlreiche Reisen die Küste entlang und ins Innere unternommen und auch die zumeist gänzlich unerforschten kleinen Inselgruppen im Osten von Neumecklenburg besucht. Um die Mitte des verflohenen Jahres war das Werk im allgemeinen beendet und Krämer erhielt die Leitung der Hamburger Expedition, die inzwischen nach den Karolinen sich gewandt hatte.

Ein zusammenhängendes Bild von den Ergebnissen dieses großen deutschen Forschungsunternehmens kann vorläufig natürlich nicht gegeben werden, weil über deren Sichtung und Verarbeitung Jahre vergehen werden. Es mögen aber wenigstens einige Einzelheiten aus dem reichen Schatz seiner Beobachtungen berührt werden.

In Muliama, wo das Gros der Expedition Anfang Dezember 1907 mit dem Vermessungsschiff „Planet“ anlangte, wurde ein nicht unwichtiger, gegen die Winde gut geschützter Hafen entdeckt, der auch sogleich lartiert wurde. Die Bewohner, die sich friedlich verhielten, gehören dem Stamme der Butam an, die im Innern mit Europäern überhaupt noch nicht in Berührung gekommen waren, keinen Weissen kennen. Gerichte hatten sie als Zwergvögel bezeichnet; es wurden aber im Gegenteil sehr große und schlank Leute unter ihnen angetroffen. Die Männer der Berg-Butam gehen ganz nackt, die

Frauen haben nur einen Schurz; die Hüften-Butam kennen etwas mehr Bekleidung. Die Dörfer bestehen nur aus wenigen sehr ärmlichen und kunstlosen Hütten mit zusammen 10—15 Bewohnern und werden nicht selten verlegt. Jedes Dorf hat aber ein besonderes Männerhaus, wo die Junggeheilen und Witwer schlafen und Durchreisende untergebracht werden; man reist dort nämlich, nachdem die deutsche Verwaltung für Sicherheit gesorgt hat, viel und gern, sogar zum Vergnügen! In ihrem materiellen Kulturbesitz stehen die Butam auf höchst niedriger Stufe, sie leben in einem Uebergangsstadium vom Romadentum zur Sesshaftigkeit. Ackerbau bildet indessen schon die Hauptbeschäftigung, und die Jagd erstreckt sich nur noch auf Schweine. Töperei und Töpfe sind unbekannt, sodas man Erdfrüchte und Fleisch — ohne Salz — auf glühenden Steinen röstet. Aus der alten Zeit finden sich noch Axtklingen aus Stein, sonst haben eiserne Werkzeuge Eingang gefunden. Die Waffen an der Küste — Speer und Keule — stammen aus dem Innern; der Bau von Hochseebooten ist in Verfall geraten.

Im Gegensatz zur materiellen ist die geistige Kultur, wie man es oft bei den Melanesiern und den Schwarzen des australischen Festlandes bemerkt, ziemlich reich ausgebildet, und Geisterglauben, Geistesklassen, Geheimbünde usw. spielen eine große Rolle. Die Toten werden auf Bäumen der Verwesung ausgesetzt, während man im Norden Neumecklenburgs die Leichen verbrennt. Knochen von nahen Verwandten nimmt jeder Fischer mit sich, wenn er zum Haifischfang auf die See geht; denn man glaubt, daß die Geister der Verstorbenen den Hai in die Schlinge führen, nachdem dieser durch Raffeln und Köder herangelockt worden ist. An einer Stelle, wo es viel regnet, in Delet, müssen die Geister der Verstorbenen die Sonne herbeirufen. Zu diesem Zwecke zündet man ein Feuer unter dem Schädelhaus an und fordert die Geister auf, sich emporzuschwingen und die Wolken zu zerteilen. Bekannt sind Trommelsignale zur Verbreitung von Nachrichten, ferner sehr verwickelte Fadenspiele und auch verblüffende Zeichenspielerkunststücke. Die Chirurgie wird von besonderen Wundärzten ausgeübt und manchmal mit großer Kühnheit. Ein Häuptling hatte in der Muskulatur des rechten Schulterblattes eine lange Narbe. Es war ihm in seiner Jugend im Kampfe ein Speer von hinten in die rechte Lunge gedrungen. Der Speer war zwar sofort herausgezogen worden, aber der Verwundete hustete Blut und hatte große Schmerzen. Darauf schnitt ein Wundarzt mit dem Messer zwischen zwei Rippen ein, legte den Verletzten auf die Seite und ließ das Blut ablaufen, mit dem Erfolge, daß dieser nach einigen Monaten völlig genas.

Die Geheimbünde Dndut und Iniet, in Melanesien allgemein verbreitet, sind auch auf Neumecklenburg zu finden. Außerdem wurden bald zwei neue Geheimfeste ermittelt, von denen das eine bei der Ausföhrung der Narbentatuierung unter Tönen gefeiert wird, das andere, wenn die Jünglinge in den Männerbund aufgenommen werden und hierbei angeblich von Dämonen befallen sind. Weithin tönen dann die Schwirrhölzer und die Grasspfeifen der Männer, die die Frauen glauben machen wollen, daß der Geist brülle, und erschreckt verschließen sich diese in den Hütten. Die Männer wollen nämlich, wie sie lachend eingestanden, weiter nichts, als allein und ungestört von den Weibern ihr Schweineessen abhalten.

Ihr besonderes Augenmerk richtete die Expedition auch auf die Erwerbung der grotesken und prächtigen Schnitzereien und Geschnitzten Neumecklenburgs, die im Norden Malanggan, im mittleren Gebirge Mli genannt werden, und der im Süden verbreiteten Wurzelstücke, Kamba, die alle vornehmlich der Ehrung der Toten unter gewissen Feierlichkeiten und Schmanzerien dienen. Zur Herstellung der Wurzelstücke werden Waldbäume von zwei bis drei Fuß Durchmesser zwei bis drei Meter über dem Boden gefalpt, dann hebt man den Stumpf mit dem Wurzelwerk aus der Erde und trägt ihn unter Zeremonien nach dem Dorfplatz, wo er mit dem Stiel nach unten in ein Loch eingelassen wird. Hierauf wird der Stamm gereinigt und mit Figuren, meist solchen von Haifischen, beschnitten. Auf das wie ein runder Tisch sich ausbreitende Wurzelwerk legt man Taro und Schweine für den Toten, zu dessen Gedenken der Tisch gesetzt wurde. Zum Beispiel errichtet man zum Gedächtnis für einen beim Haifischfang Verunglückten einen Wurzelstisch oder schnitzt eine Mlifigur.

Ein sagenreicher Ort, wo der heroische Urahn der Neumecklenburger, der Sonnengott Moroa, der Bringer alles Guten und aller Kunst, einst gestorben haben soll, ist das am Fuße zerklüfteter Felsen in der Landschaft Kanabu liegende Pining. Hier gelang es, unbemerkt mehrere Tage hindurch alle die Zeremonien zu beobachten, die das Fest der Männerweibe begleiten. Unter anderem müssen die Jünglinge auf einem Wurzelstisch ihre erste öffentliche Rede halten. Abwärts davon wurde gleichzeitig eine Totenfestlichkeit für die Frauen (Dara) abgehalten, aber auch nur von Männern. Hierbei spielte die Hauptrolle ein mit schönen, lebhaften Farben bemaltes Flecht- oder Bindewerk in Gestalt eines Riesenrades, das den Aufgang der Sonne über dem brandenden Meere darstellt und ebenfalls Malanggan heißt. Eine Frau darf ein solches Malanggan nicht sehen und wurde noch bis vor wenigen Jahren mit Erhängen bestraft, wenn sie es dennoch erblickt hatte; die Frauen gaben sich dann den Tod meist selber. Nach dem Fest werden diese geflochtenen Malanggan stets verbrannt, und es war trotz aller Mühe nicht möglich, ein Exemplar zu erwerben. Es konnten indessen von diesen merkwürdigen Kultgeräten wenigstens genaue Zeichnungen und Aquarelle angefertigt werden, während es nicht schwer fiel, die geschnitzten Malanggan- und Mlifiguren zu kaufen.

Wie erwähnt, sind auch die Inselgruppen im Osten von Neumedenburg besucht worden. So die Langagruppe, wo Haus- und Bootbau höher entwickelt sind, als an der Küste der Hauptinsel. Hier wurden interessante Verhältnisse zur Herstellung der Milchringe gefunden. Diese oft mehrere Pfund schweren Ringe, die je nach Zahl und Größe einen lothbaren Besitz des Mannes bilden, werden aus dem Mittelstück der Schale der Riesenmuschel (*Tiridona*) gearbeitet, was bei den primitiven Mitteln — Schleifsteine, schwarzer Sand als Schleifmaterial — immer mehrere Monate erfordert. Auf den Feni-Inseln hat diese Industrie früher ebenfalls geblüht, sie ist aber verloren gegangen, und statt mit ihr beschäftigt man sich hier mit der Herstellung einer roten Erdfarbe, die durch Tauch bis auf die fernsten Inseln des Bismardarchipels verbreitet, wo sie überall zum Färben der Stoffe und Barthaare, zum Bemalen des Gesichts und der Holzschmuckereien verwendet wird. Gewonnen wird sie aus einer lehmartigen Masse, die man trocknet und mehrfach brennt. Auf Feni ist es Sitte, die Schädel der Toten in Blättern verpackt eine Zeit lang im Männerhause aufzubewahren, und jeder kennt die Nase seiner Verwandten aus allen Bündeln sicher heraus. Ueber 300 dieser Schädel, über deren einstige Eigentümer somit genauer Aufschluß zu erlangen war, konnten erworben werden — ein wertvolles anthropologisches Material.

Die Ergebnisse der Expedition sind außerordentlich vielseitig. Außer den ethnographischen Sammlungen hat sie phonographische und kinematographische Aufnahmen, Zeichnungen von Sagen, Mythen, Kultgebräuchen, Tanzliedern, über Totemismus, Soziologie, Siedelungen, ferner sprachliches Material heimgebracht. Auch die geographische Kenntnis von Neumedenburg hat gewonnen, ebenso ist naturwissenschaftlich gesammelt worden. Ueber das zum Teil durch die gesellschaftliche Organisation hervorgerufene Aussterben der Bevölkerung sind Erhebungen angestellt und dem Goubernament übergeben worden, das dadurch möglicherweise in den Stand gesetzt ist, durch geeignete Maßnahmen den Prozeß zu bekämpfen oder zu verlangsamen. So darf heute Neumedenburg als die in jeder Hinsicht am besten erforschte Insel Melanesiens gelten und aus der Bearbeitung der Resultate ein klares Kulturgemälde von ihr erwartet werden.

H. Singer.

Kleines feuilleton.

Anatomisches.

Der Sitz der Sprache im Gehirn. Die Erforschung des Menschengehirns, dieses größten Wanders und Rätsels, das die Natur hervorgebracht hat, stellt eine der höchsten Aufgaben der Wissenschaft dar, denn jeder auch noch so kleine Fortschritt auf diesem Gebiete verdient Beachtung. Als eine der feststehenden Tatsachen gilt die von Broca gemachte Entdeckung, daß die Fähigkeit der Sprache an eine bestimmte Bindung des Gehirns gebunden ist, die demnach auch die Bezeichnung der Brocatischen Bindung erhalten hat. Einen besonders interessanten Fall, wo diese Unterbindung eines Gehirns möglich war, dessen Besitzer schon seit Jahren wegen Sprachverlustes unter Beobachtung gestanden hatte, besprach Dr. Orland in einem Vortrag vor der Klinischen Gesellschaft für Geistesmedizin in Paris. Das fragliche Gehirn stammte von einer Frau, die im Alter von 27 Jahren bei anscheinend vollkommener Gesundheit plötzlich von einem Schlag befallen wurde, der ihr für zehn Stunden das Bewußtsein raubte. Nachdem sie wieder zur Besinnung gekommen war, stellte sich eine halbseitige Lähmung und ein vollkommener Sprachverlust heraus. Die junge Frau hatte vorher nicht weniger als vier Sprachen vorzüglich beherrscht und konnte nach der Erkrankung nichts weiter hervorbringen als die beiden Worte: „oh non!“ Da es sich hier um einen besonderen Grad von Intelligenz handelte und die Tätigkeit des Gehirns im übrigen wieder vollständig hergestellt zu sein schien, so wurde der Kranken eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, aber ihr Zustand blieb zehn Jahre lang gänzlich unverändert. Sie vermochte auch nicht einmal vorgesprochene Worte zu wiederholen. Andererseits konnte sie irgendein Wort der vier ihr bekannt gewesenen Sprachen aussprechen, wenn sie die Buchstaben des Alphabets vor sich sah. Auch verstand sie die vier Sprachen vollkommen, was gewiß das Merkwürdigste war; es war also keine sogenannte Worttaubheit vorhanden. Ebenso konnte sie gut schreiben, allerdings nur mit der linken Hand, weil die Lähmung der rechten Seite nicht gehoben worden war. Auch Gedächtnis, Aufmerksamkeit und Urteilskraft waren ungetrübt. Als sie nun vor einigen Monaten starb und ihr Gehirn, wie man sich denken kann, mit besonderer Spannung von Sachverständigen untersucht wurde, fand sich in der Tat ein großer Teil der dritten Stirnwindung auf der linken Gehirnhälfte, eben jener Brocatischen Bindung, ganz und gar zerstört. Damit war also der Sprachdefekt wenigstens seinem Ursprung nach, wenn auch nicht seiner Art nach, erklärt, denn das bleibt immer noch rätselhaft, wie das Sprachvermögen so vollkommen erloschen sein kann, während die Auffassung der gesprochenen Rede im ganzen Umfang und sogar in vier verschiedenen Sprachen bestehen blieb. Auch an einer ganz anderen Stelle des Gehirns auf der rechten Seite zeigte sich ein schwerer Schaden in Gestalt eines Loches von ungefähr 2 1/2 Zenti-

meter und 2 Zentimeter Durchmesser. Jedenfalls ist dadurch die Bedeutung der von manchen Fachleuten noch heute angezweifeltten Brocatischen Entdeckung vollkommen bestätigt worden.

Naturwissenschaftliches.

Neue populäre Schriften. In der vom Verlag B. G. Teubner, Leipzig, herausgegebenen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erschien vor kurzem ein reich illustriertes Bändchen von Prof. Dr. W. Mah über „Korallen und andere gesteinsbildende Tiere“, das in wirklich gemeinverständlicher und geradezu fesselnder Weise die gesteinsbildenden Tiere, die in fast allen Gruppen der Wirbellosen in mehr oder weniger großer Anzahl vertreten sind, nach Bau, Lebensweise und Vorkommen vom zoologischen Standpunkte aus schildert. Erst in zweiter Linie werden die durch diese gebildeten Gesteine selbst berührt. Bei der Beschreibung des Baues der betreffenden Tiere sind besonders ausführlich die für die Gesteinsbildung wichtiger Eigenschaften wie Skelette, Schalen usw., die übrigen Eigentümlichkeiten aber nur kurz behandelt. Eine ganz besonders eingehende Darstellung haben die Korallen und die Bildung und Formen der von ihnen aufgebauten Riffe erfahren.

In gleichem Verlage und in gleicher Sammlung (als 263. Bändchen) erschien ein ebenso reich mit Illustrationen ausgestattetes Bändchen von Prof. Lampert über „Die Welt der Organismen“. Es verdankt seine Entstehung einem Zyklus von Vorträgen, die der Verfasser im Auftrage des Württembergischen Goethebundes hielt. Es behandelt den Aufbau und die Entwicklung der Organismen, ihren Zusammenhang, ihre mannigfachen Wechselbeziehungen und ihre geographische Verbreitung und kann als eine kurzgefaßte erste Einführung in die allgemeine Biologie wohl empfohlen werden.

In der vom Verlag Quelle u. Meyer in Leipzig herausgegebenen Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ erschien als 49. Band ein Bändchen von E. Revesheimer, betitelt „Der Tierkörper“, das ebenfalls aus Vorträgen hervorgegangen ist. Es behandelt Form und Bau des Tierkörpers unter dem Einfluß der äußeren Daseinsbedingungen, indem es bei den nach dem Prinzip der Lebensgemeinschaft geordneten Tieren besonders die Anpassungen an die verschiedenen Lebensbedingungen darstellt. Auf die wichtige Frage, wie denn nun in jedem speziellen Falle die Anpassung zustande gekommen sei, ist der Autor aber nicht weiter eingegangen, und zwar absichtlich nicht, weil ein später in gleicher Sammlung erscheinendes Bändchen sich speziell diesem Problem widmen soll. Auch dieses Bändchen ist reich und gut illustriert und seiner klaren Darstellungsweise wegen zu empfehlen. Jedes der drei Bändchen kostet gebunden 1,25 M. M. K. B.

Aus dem Pflanzenreich.

Die Artenarmut Mitteleuropas an Holzgewächsen und ihre Gründe. Allen denen, die Gelegenheit hatten, die nordamerikanische Pflanzenwelt auch nur oberflächlich zu studieren, fiel es sofort in die Augen, daß diese viel reicher an Arten ist als die europäische, speziell die nordeuropäische, und daß sowohl die Arten wie die einzelnen Individuen in Nordamerika zu rascherem und erblühterem Wachstum und zu größerer Fruchtbarkeit neigen. So gibt es im nördlichen Europa kaum vierzig einheimische Baumarten, in den Vereinigten Staaten deren 400. Die Eiche ist in Europa mit 20 Arten vertreten, in den Vereinigten Staaten mit 50, in Mexiko mit 80. Die Kiefer in Europa mit 10 Arten, in Nordamerika mit 50; selbst Kanada weist immerhin noch 15 Arten auf. Eine ganze Anzahl von Gattungen von Holzgewächsen, die in Nordamerika heimisch sind, fehlen in Europa, zum Beispiel der Hickory mit 8 Arten, die Magnolie mit 7, die Platane mit 3, Katalpa, Tulpenbaum, Sassafras, Sequoia u. a. mit je 2 Arten. Und diese Bäume wachsen oft, nicht allein im Westen, sondern auch im Osten, zu Niesen von über 100 Meter Höhe heran, wie die Sequoia, die Douglas- und Riesentanne, die Riesenzeder, die Zuckerkiefer. Die Gründe für diese auffallende Erscheinung sind, wie W. Schardt in der „Geographischen Zeitschrift“ nachweist, einerseits in der verschiedenen Streichrichtung der Gebirge zu suchen. Die amerikanischen Gebirge erstrecken sich fast durchweg von Norden nach Süden, die europäischen von Westen nach Osten. Das wurde, als die Eiszeit hereinbrach, für die europäische Tier-, besonders aber für die Pflanzenwelt verhängnisvoll, da ihr hierdurch sowohl der Rückzug wie die Wiedereinwanderung nach dem Verschwinden der Gletscher bedeutend erschwert wurde. Außerdem blieb die Gestalt Nordamerikas in der ganzen Keuzzeit der Erdgeschichte wesentlich dieselbe, während in Südeuropa die Landbrücken zwischen der heutigen apenninischen und iberischen Halbinsel und Afrika gegen Ende der Tertiärzeit einbrachen, und überhaupt große Landgebiete im Norden und Süden im Meer versanken. Jede Terrainverminderung bleibt aber nicht ohne Wirkung auf die Tier- und Pflanzenwelt. Außerdem ist aber die Armut an Holzgewächsen in Europa noch durch die gegenwärtigen meteorologischen Verhältnisse, speziell durch die Verteilung der atmosphärischen Niederschläge bedingt. Während in Amerika die Regenzeit mit dem Höhepunkt des Pflanzenlebens zusammenfällt, haben wir den meisten Regen im Frühjahr und Herbst, und die Pflanzen müssen im heißen Sommer von dem zehren, was ihnen aus den anderen Jahreszeiten an Feuchtigkeit übrig geblieben ist.